

eine Bündelung, indem er dessen Sinn als Freiheitsmerkmal bedenkt und in den Dienst der „Spiel-Teilnahme“ (158) stellt. Das Buch schließt nicht ohne den sorgfältig vorbereiteten Ausblick „auf das unausdenkbare Spiel dreifacher Selbsthingabe im Geheimnis Gottes selbst“ (167).

F.-J. HANNEKEN

NATUR ALS GEGENSTAND DER WISSENSCHAFTEN. Hg. *Ludger Honnefelder* (Grenzfragen 19). Freiburg-München: Alber 1992. 320 S.

Der vorliegende Sammelband vereinigt die Beiträge einer Tagung der „Görresgesellschaft“ zum Thema „Natur als Gegenstand der Wissenschaften“ vom Jahr 1990. Das Ziel der Görresgesellschaft, die fast zwanzigjährigen Bemühungen, Naturwissenschaft, Philosophie und Theologie ins Gespräch zu bringen, rechtfertigen das selbstgewählte Prädikat „interdisziplinär“, das sonst oft nur als beschwörende Festtagsrede oder als Feigenblatt für Unternehmungen dient, die sich der außerordentlichen Schwierigkeit eines solchen Gesprächs im Ernst gar nicht stellen. – Auch der vorliegende Band macht die herrschende Problematik eines Dialogs zwischen Disziplinen deutlich, deren hoher Spezialisierungsgrad eine Sprachlosigkeit erzeugt, die keine heute existierende Philosophie im Alleingang überwindet. So ist schon der *Versuch* eines interdisziplinären Gesprächs hoch einzuschätzen.

In einem einleitenden Kapitel ordnet *Ludger Honnefelder* das Thema: „Natur“ sei keine fixe Größe, sondern nur bestimmbar als Korrelat zu mehrfachen, nichtreduzierbaren Perspektiven, die wir zu ihr einnehmen können: Seit der Antike gebe es die doppelte Perspektive auf Natur, einmal die Platonische (Natur als vom Demiurgen äußerlich Hergestellte) und dann die Aristotelische (Natur als spontan aus sich Wirkende). Das moderne Verfügungswissen von Naturwissenschaft und Technik habe nur die erste Alternative pointiert, indem der Mensch selbst das demiurgische Verhältnis zur Natur einnehme. Wird dieses Verhältnis verabsolutiert, entstehe eine zweifache Aporie: 1) Kann theoretisch überhaupt nicht mehr gesagt werden, was Natur eigentlich sei und 2) lassen sich die praktischen Folgewirkungen eines solchen Verhältnisses in ihrem Katastrophencharakter nicht mehr bewältigen. H. fordert daher programmatisch eine „teilweise Wiederherstellung des Aristotelischen Naturbegriffs“, die natürlich nicht fundamentalistisch aussehen darf, sondern, wie angedeutet wird, in der Konsequenz von Kants „reflektierender Urteilskraft“ zu suchen wäre.

Der erste Beitrag des Heidelberger Mathematikers *Willi Jäger* zeigt sofort die außerordentliche Schwierigkeit des interdisziplinären Dialogs. J. referiert allgemeinverständlich über die „mathematisch gedeutete Natur“, über Computersimulationen, nichtlineare Thermodynamik, Superstringtheorie, Chaos- und Katastrophentheorie, Fraktale usw. Ein mathematisches Modell sei allerdings nur eine „Projektion von Wirklichkeit in ein durch eine formale Sprache beschriebenes System“. Der Autor vergleicht den Projektionsmechanismus mit Platos Höhlengleichnis. Mathematische Weltbeschreibung sei nur „Approximation an die Wirklichkeit“. Aber an welche? – Der Autor beläßt es bei der Höhlenmetapher. Hätte man hier nicht mehr sagen können? Platos Konzeption basierte ja auf der auch heute noch nicht geklärten Differenz zwischen „reiner“ und angewandter Mathematik. Stephan Körner hat diese Problematik bis in den Grundlagenstreit der Mathematik unseres Jahrhunderts hinein verfolgt. Oder die „Erlanger Schule“ hat detaillierte Analysen des Verhältnisses von „Protophysik“, „Protogeometrie“ und formalen Systemen vorgelegt. Hier hätte man die platonische Rede vom projektiven Charakter des formalen Erkennens mit Inhalt füllen können. Es scheint, daß innerhalb der Formalwissenschaften kein Konsens mehr darüber besteht, was eigentlich eine philosophische Frage sei.

Der zweite Beitrag von *Klaus Borchard* über die „beherrschte Natur als Gegenstand der Technik“ weist auf ethische Implikationen unseres technischen Handelns hin. Der Autor macht auf verschiedene weltanschauliche Kurzschlüsse aufmerksam, die nichts zur Bewältigung der Problematik beitragen. Dies ist einerseits die kulturkonservative Technikkritik seit Rousseau, die Sehnsucht nach einer Rückkehr in den Mutterschoß der Natur, ein stehender Topos bis in die Friedens- oder New-Age-Bewegung unseres Jahrhunderts. Dieser Romantizismus hilft so wenig wie der Glaube an die Naturwüch-

sigkeit des technischen Fortschritts, mit der sich der Techniker der Verantwortung für sein Tun entzieht oder auch der verbreitete Dezisionismus, der die Steuerbarkeit von Technik wegen ihrer Komplexität für unmöglich erachtet und nur noch ad-hoc-Entscheidungen trifft. – Dagegen fordert B. eine nüchtern-abwägende Haltung der Technik gegenüber, die auch Unpopuläres fordern muß wie z. B. den Konsumverzicht zugunsten künftiger Generationen oder ein Respektieren des „Eigenrechts“ der Natur, was aber nicht wiederum bis zur Idolatrie eines „biozentrischen“ Standpunkts gehen darf, der das machtförmige Verhalten des Menschen gegenüber der Natur prinzipiell ablehnt.

Ein weiterer Beitrag des Anthropologen *Werner Bröcker* über „natürliche Künstlichkeit“ hebt auf die Tatsache ab, daß im Menschen die Gegensätze von Natur und Kultur immer schon vermittelt seien. Im Anschluß an Helmuth Plessners These von der „exzentrischen Positionalität“ des Menschen könne gezeigt werden, daß dieser „von Natur aus unnatürlich“ sei, und zwar entsprächen sich „natürliche Künstlichkeit“ und „Natur im Menschen“, denn „die Natur im Menschen kommt in natürlicher Künstlichkeit erst zu ihrem selbst.“ – In fast allen Beiträgen des Bandes wird darauf verwiesen, daß Natur ein Begriff sei, der nur durch ein dialektisch auf ihn bezogenes Gegenstück definierbar ist: Natur-Kultur, Natur-Geschichte, Natur-Setzung usw. In der Diskussion von Br.s Vortrag wurde dementsprechend auf die Problematik hingewiesen, die entsteht, wenn man das Spannungsfeld Natur-Gegenbegriff durch eine schlechthinige Naturidentität zum Verschwinden bringt.

Der Beitrag von *Ludger Honnefelder* „Natur als Handlungsprinzip: die Relevanz der Natur für die Ethik“ geht von Aristoteles' Ansatz eines notwendigen Zusammenhangs zwischen der Idee des guten Lebens und dem Naturbezug aus. Er diskutiert sodann Versuche, die Aporien des Aristotelischen Ansatzes durch Rückgriff auf eine metaphysisch oder naturalistisch interpretierte Natur oder durch Rückgriff auf eine Regelethik vom Kantischen oder utilitaristischen Typ zu beheben. Da Regelethiken Natur distanzieren, plädiert der Verf. für einen „regelethisch gewendeten Aristotelischen Ansatz“. – Bei Aristoteles sei Handlung tätige „Vollendung der Natur“, was voraussetzt, daß Natur eine auf Vollendung ausgerichtete „dynamis“ sei. Vernunft sei nicht nur einfach bloßes Material des Strebens, aber auch das Streben nicht bloßes Material der gestaltenden Vernunft. Natur sei als „dynamis“ kritisches Korrektiv gegenüber der Beliebigkeit der faktischen Ethosformen. In ihrer Umrißhaftigkeit sei sie aber keine Instanz, an der sich konkrete Handlungsorientierung ablesen läßt, d. h., der Ansatz hält die Balance zwischen radikalem Bio- oder Anthropozentrismus.

Ich übergehe aus Platzgründen Honnefelders Auseinandersetzung mit den metaphysischen Ansätzen von Jonas und Spaemann, den naturalistischen von Hobbes und Wilson (Soziobiologie), dem regelethischen Kants und dem utilitaristischen Benthams. Was Honnefelder fordert, ist ein Aristotelismus höherer Stufe, der zugleich die Autonomie der praktischen Vernunft und die Fortschritte der Naturwissenschaft festhält, gleichwohl aber „Natur als Sinngröße“ (und zwar als innere und als äußere Natur) integriert. Im Anschluß an W. Korffs transponierten Thomismus soll dies dadurch möglich sein, daß man die von der Humanbiologie dargestellten Grundantriebe als „Bedingungen für die Richtigkeit des Normenfeldes“ des Menschen einsetzt und zweitens zur Gesamtnatur des Menschen auch die äußere Natur rechnet, ihre ökologische Unversehrtheit, ihr konstitutiver Bezug zur Hermeneutik des ethischen Selbstverständnisses. – Honnefelders Ansatz, der durch die hier gebotene Kürze ungebührlich simplifiziert wird, scheint mir die besten Aussichten zu haben, ein integratives Modell für die ansonsten auseinanderfallenden Naturbezüge des Menschen zu bieten. Gleichwohl sehe ich eine fundamentale Schwierigkeit, worauf aber der Autor von vornherein aufmerksam macht: Das ganze Modell hängt (unter anderem) an der Unterstellung einer *in sich* poetisch-teleologisch verfaßten Natur. Dies läßt sich aber weder mit Rekurs auf die Evolutionstheorie noch auf die Ökologie einlösen, sondern nur durch zusätzliche naturphilosophische Reflexionen, die die Rede von einer „Natur als Sinngröße“ legitimieren müßten.

Der Beitrag des Wiener Theologen *Raphael Schulte* „Natur als (Auf-)Gabe; Natur in der Perspektive der Theologie“ hebt auf die Schöpferwirksamkeit Gottes ab. Diese

Schöpferwirksamkeit sei von „prinzipieller Analogielosigkeit“. Zugleich wird dieses Wirken in der Natur als ein Wirken „in der Welt und ihrer Geschichte“ bestimmt. Von diesem Ansatz her ergibt sich eine doppelte Schwierigkeit: 1) läßt sich das Spezifische von Natur überhaupt bestimmen, wenn durch das Umgreifende der Schöpfertätigkeit Gottes die Differenz Natur-Geschichte theologisch zum Verschwinden gebracht wird? 2) läßt sich, wenn die Schöpfertätigkeit analogelos ist, überhaupt noch ein Begriffsra-ster angeben, innerhalb dessen sich Theologie auf Naturwissenschaft oder Philosophie beziehen kann?

Der letzte Beitrag des Bandes von *Hans Michael Baumgartner* behandelt die „Metaphysik der Natur“ in der Perspektive kritischer oder spekulativer Philosophie. Ich übergehe aus Platzgründen die an sich wichtigen historischen Vorüberlegungen. Festzuhalten bleibt daran die Einsicht, daß „Natur“ ein metaphysischer Totalitätsbegriff ist, der in keiner Empirie eingelöst, gleichwohl aber als gültig unterstellt werden muß. B. stellt idealtypisch die Positionen von Naturalismus und Idealismus der Freiheit einander gegenüber und zeigt, wie diese Positionen bis heute Tendenz haben, im Sinn einer kurzschlüssigen Alleinheitslehre vermittelt zu werden (historisch bei Giordano Bruno oder Schelling; heute etwas platter bei Fritjof Capra). Diese Alleinheitslehren, die Natur als sich bis zum Bewußtsein hin selbst potenzierendes System begreifen, halten aber kritischen Einwänden nicht stand. Die Endlichkeit menschlicher Vernunft ist an distinkte Perspektiven (z. B. theoretische und praktische) gebunden. Die Einheit dieser Perspektiven läßt sich nur als Grenzbegriff einer „regulativen Vernunft“ denken, ist dann allerdings unverzichtbar. – B.s Einwände gegen historische und heute wieder in Mode gekommene Alleinheitslehren sind zutreffend. Weder materialistisch noch metaphysisch läßt sich Natur als hinreichende Bedingung für menschliches Selbstverständnis explizieren. Gleichwohl bleibt der Einwand Honnefelders in der anschließenden Diskussion bestehen: Ist mit einer Metaphysik vom Typ „Schelling“ schon jede Form von Metaphysik der Natur vom Tisch? Ist die Alternative Kant-Schelling zwingend?

In der abschließenden Zusammenfassung der Generaldiskussion werden ungelöste Probleme offen angesprochen. Z. B. folgender zentrale Punkt: „Wie müßte eine moderne kritische Metaphysik der Natur aussehen, die dem naturwissenschaftlichen Naturverständnis seinen Ort und seine Legitimität einräumt, zugleich aber zu sagen vermag, wie andere Naturverständnisse möglich sind und auf welche Weise von Natur als Sinneinheit und als praktische Größe gesprochen werden kann? Dies scheint die offene Frage zu sein, auf die alle Überlegungen zulaufen.“

Ein leenswertes Buch. Wer die Problematik interdisziplinärer Gespräche kennt, wird keinen Anstoß an den auch hier zutage tretenden Aporien nehmen, wie etwa an der Tendenz der Theologie und Naturwissenschaft, sich argumentativ zu immunisieren. Allein die Tatsache, daß auf solchem Niveau miteinander gesprochen wird, ist bedeutend und legitimiert das Unternehmen.

H. D. MUTSCHLER

GUITTON, JEAN, BOGDANOW, GRICHKA und IGOR, *Gott und die Wissenschaft*. Auf dem Wege zum Metarealismus. München Artemis & Winkler 1993. 180 S.

Das Buch, das seit 1993 auch in deutscher Übersetzung vorliegt, hatte schon 5 Monate nach dem Erscheinen (1991) in Frankreich die Auflagenhöhe von 300 000 Exemplaren überschritten und stand 25 Wochen in Frankreich auf der Bestsellerliste. Jean Guitton tritt in diesem Buch in einen Dialog mit zwei Physikern über naturwissenschaftliche Erkenntnisse unseres Kosmos, seine Entstehung, die Bildung von Leben und die Entwicklung des Menschen und seines Bewußtseins. Anknüpfend an die modernsten naturwissenschaftliche Erkenntnisse, die allerdings mehr im Bereich der Physik bleiben, versucht G. Verbindungslinien zur Existenz Gottes zu ziehen als dem letzten Urgrund alles Seins. – Doch wer ist Jean Guitton? Er ist zwar in Frankreich als katholischer Philosoph sehr bekannt, jedoch fast nicht in unserem Land. Er wurde 1901 in Saint Etienne geboren, promovierte 1933 mit einer Arbeit über „Die Zeit und die Ewigkeit bei Plotin und dem hl. Augustinus“. Von 1940 bis Juni 1945 war er Kriegsgefangener, dozierte vor und nach dem Krieg Philosophie an verschiedenen Universi-